

Maria von Hartmann

Unterrichtsmaterialien



Franziska zu Reventlow, Atelier: Therese © Deutsches Literaturarchiv Marbach

*»Alles möchte ich immer« - Franziska
Gräfin zu Reventlow (1871-1918)*

22.09.2011 – 15.01.2012
Galerie des Literaturhauses

Ausstellung



Literaturhaus junior

Stiftung Buch-, Medien- und
Literaturhaus München
Salvatorplatz 1
80333 München

Tel. 29 19 34 - 14
maria.v.hartmann@gmx.de

Leitung:
Dr. Reinhard G. Wittmann
Redaktion:
Maria v. Hartmann StD

München, den 1.09.2011

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,

die vorliegenden **Unterrichtsmaterialien** erscheinen begleitend
zu unserer Ausstellung:

»Alles möchte ich immer« - Franziska Gräfin zu Reventlow (1871-1918).

Die Ausstellung ist vom 22.09.2011 bis zum 15. 01.2012 in der Galerie des
Münchener Literaturhauses zu sehen.

Die Materialien für Sie umfassen:

1. Franziska zu Reventlow – ausgewählte und kommentierte Daten zu Biographie und Werk
2. Franziska zu Reventlows erster Roman »Ellen Olestjerne. Eine Lebensbeschreibung« von 1903
3. »Hippies Großmutter« - Franziska zu Reventlow und ihre eigenwillige Auslegung der Frauenfrage um 1900
4. »Ultimo. Eine dreistöckige Episode« - Szene aus einem Münchner Mietshaus um 1900
5. »Der Geldkomplex. Roman. Meinen Gläubigern zugeeignet« 1916
6. Literatur

Interessante und anregende Stunden wünscht Ihnen

Maria v. Hartmann

Inhaltsverzeichnis

1. *Franziska zu Reventlow –
Ausgewählte Daten zu Biographie und Werk*
2. *Franziska zu Reventlows erster Roman
»Ellen Olestjerne. Eine
Lebensbeschreibung« von 1903*
3. *»Hippies Großmutter« - Franziska zu
Reventlow und ihre eigenwillige
Auslegung der Frauenfrage um 1900*
4. *»Ultimo. Eine dreistöckige Episode« -
Szene aus einem Münchner Mietshaus
um 1900*
5. *»Der Geldkomplex. Roman. Meinen
Gläubigern zugeeignet« 1916*
6. *Literatur*

1. Franziska zu Reventlow - ausgewählte Daten zu Biographie und Werk

18. Mai 1871 Fanny Liane Wilhelmine Sophie Adrienne Auguste Comtesse zu Reventlow, die sich später Franziska zu Reventlow nennt, wird in Husum als viertes von fünf Kindern des preußischen Landrats Graf Ludwig zu Reventlow und der Gräfin Emilie zu Reventlow, geb. Reichsgräfin zu Rantzau, geboren. Die Familie lebt im Amtssitz des Vaters, dem Husumer Schloss.¹

1874 Geburt des Lieblingsbruders in ihrer Kindheit und Jugend, Karl, genannt Catty. Mit ihm tobt Fanny durch Schloss und Park, immer zurückgehalten durch ihre strenge Mutter. Die Kinder gründen das imaginäre Reich »Reharere«.²



Franziska zu Reventlow als Internatsschülerin 1886
© Deutsches Literaturarchiv Marbach

1886 Die 15-jährige Fanny wird auf das »Freiadhliche Magdalenenstift« in Altenburg geschickt. In diesem Internat für höhere Töchter sollen ihr Zucht und Anstand beigebracht werden. Schon nach einem Jahr wird sie jedoch aus der Schule entlassen. Zurück in Husum lebt sie in permanenter Auflehnung gegen ihre Eltern. Im Gegensatz zu ihren Brüdern darf sie nicht auf die Schule gehen, sondern wird privat unterrichtet und muss das Nähen und Stricken lernen. Bei einer Tante, Fanny zu Rantzau, darf sie Malunterricht nehmen.

1889 Die Familie zieht nach Lübeck, da der Vater seine Arbeit aufgibt. Auch hier, während die Brüder auf das ehrwürdige Gymnasium Katharineum gehen, wird Fanny im Hause auf ihre Rolle als Ehefrau und Mutter vorbereitet. Die rebellierende Tochter gewinnt durch Catty Zugang zum sogenannten »Ibsenklub«, in dem sich die progressive, freidenkerische Jugend der Stadt trifft und dort die Literatur der Moderne, v.a. Ibsen und

¹ Ebringhoff, Ulla, *Franziska zu Reventlow*, Hamburg 2000 (Rowohlt Monographie) S.145-147

² Kückmeister, Kornelia, Nicolaisen, Dörte, Wolff-Thomsen, Ulrike: *Alles möchte ich immer. Franziska zu Reventlow 1871-1918*, Göttingen 2010 (Katalog zur Ausstellung) S. 36 ff

Nietzsche, liest. Dies ist streng verboten, denn die Eltern fürchten den schlechten Einfluss auf ihre Tochter. Heimlich liest Fanny jedoch alle Bücher, derer sie habhaft werden kann. Neben den Werken der genannten Autoren sind es Romane von Tolstoj, Turgenjew, Zola, aber auch Bücher von Bebel und Lassalle. Bald lernt sie Emanuel Fehling, ihre erste Liebe, kennen und beginnt einen intensiven heimlichen Briefwechsel – an manchen Tagen schreibt sie fast stündlich - , der erhalten geblieben ist.



Fanny und Catty zu Reventlow 1890 © Foto: Duve- Preetz, Monacensia, Literaturarchiv

1891 Die Brüder und Freunde verlassen Lübeck und gehen zum Studium nach Berlin. Die zurückbleibende Fanny erwirkt von ihrem Vater die Erlaubnis, das Lehrerinnenseminar in Lübeck besuchen zu dürfen. Sie hat vor, finanziell auf eigenen Beinen zu stehen und ein Malstudium in der Kunststadt München beginnen zu können. Sie wendet sich einem neuen Freund, Karl Schorer, zu.

1892 Sie schließt ihr Lehrerinnenexamen erfolgreich ab. In ihrer Abwesenheit finden die Eltern in ihrem Schreibtisch ihre Tagebücher und Briefe. Es kommt zum Eklat: die Tochter wird bei einem Pfarrer in der Nähe von Flensburg unter Kuratel gestellt. Sie arbeitet dort im Haushalt und in der Krankenpflege.

1893 Ihre erste Veröffentlichung erscheint in den >>Husumer Nachrichten>>: die Prosaskizze »Eine Uniform«. Als der Vater ihre Bitte, sich eine Stelle als Lehrerin suchen zu dürfen, ablehnt, seilt sie sich nachts aus dem 1. Stock des Hauses ab und flieht zu einer Freundin nach Hamburg. Dies bedeutet den Bruch mit der Familie. Der Bruder Ludwig, der sie später wieder unterstützen wird, wirft Fanny vor, die schwere Krankheit des Vaters hervorgerufen zu haben. Man verbietet ihr, an das Krankenbett zu kommen. Der Vater stirbt am 14. Juni.

In Hamburg verlobt sie sich mit dem Assessor Walter Lübke. Mit seiner Erlaubnis (und seinem Geld) beginnt Fanny, die sich jetzt Franziska nennt, in der Münchner Malakademie Anton Azbes ein Malstudium.



Franziska und Walter Lübke 1894
© Monacensia, Literaturarchiv

1894 FzR (Franziska zu Reventlow) verkehrt nun in Schwabinger Künstlerkreisen, genießt die nie gekannten Freiheiten und wird prompt von einem polnischen Maler schwanger. Trotzdem heiratet sie Walter Lübke am 22. Mai, verheimlicht ihm ihren Zustand. Sie erleidet eine Fehlgeburt, in Folge derer sie ihr Leben lang schwere gesundheitliche Probleme, die unzählige Operationen nach sich ziehen, hat. Weitere Veröffentlichungen erscheinen in den »Husumer Nachrichten«.

1895 FzR beginnt mit neuen Tagebuchaufzeichnungen (die Tagebücher von 1886-1910 sind erhalten). Sie kehrt nach München zurück.

1896 Erste Veröffentlichungen in der satirischen Münchner Zeitschrift »Simplicissimus«. Sie beichtet ihrem Mann ihre Liebesaffären. Walter Lübke reicht die Scheidung ein. FzR muss sich einer Operation unterziehen und längere Zeit im Krankenhaus liegen. Ihre finanzielle Notlage führt sie dazu, eine Zeitlang in einem »Salon« Liebesdienste anzubieten. Mit Geld wird FzR ihr ganzes Leben lang nicht umgehen können – mit einem Sieb, durch das das Geld tropft, vergleicht sie sich einmal.

Der Rechtsanwalt Alfred Friess wird für viele Jahre ihr Liebhaber. In den Tagebüchern nennt sie den kühlen, sporadischen Besucher »Monsieur« oder »Bel Ami«.



Alfred Friess
© Monacensia, Literaturarchiv

1897 Als Malerin hat sie keinen Erfolg, aber ihre schriftstellerische Tätigkeit nimmt ständig zu. Im »Simplicissimus« erscheint die Satire »*Das Jüngste Gericht*«, das dem Verleger Albert Langen eine Klage wegen Gotteslästerung einbringt, und anschließend »*Das Allerjüngste Gericht*«, in dem sie auch noch eine satirische Antwort auf das erfolgte Gerichtsverfahren gegen den Verleger gibt. Ebenso im »Simplicissimus« erscheint die Prosaskizze »*Ultimo. Eine dreistöckige Episode*«, in der FzR das lustige Leben der Bohème in einem Münchner Mietshaus karikiert.

Ihren vergeblichen und vollkommen absurden Versuch, mit einem Milchgeschäft zu Geld zu kommen, beschreibt sie in einer Erzählung für die »Neue Rundschau«: »*Das gräfliche Milchgeschäft*«.

Ihr ausschweifendes Liebesleben führt sie weiter: im Januar wird sie erneut schwanger. Den Vater ihres Kindes nennt sie nie, sie will es allein aufziehen. Sie lernt den jungen Dichter Rainer Maria Rilke (1875-1926) kennen, zu dem sie eine freundschaftliche Beziehung entwickelt. Eine Zeitlang wirft er ihr jeden Morgen ein Gedicht in den Briefkasten. Die Ehe mit Walter Lübke wird geschieden. FzR ist depressiv und denkt sogar an Selbstmord. Sie hat keinerlei finanzielle Unterstützung mehr. Bis zur völligen Erschöpfung erledigt sie bis Mitte August Übersetzungsarbeiten aus dem Französischen für den Albert Langen-Verlag.

Am 1. September wird ihr geliebter Sohn Rolf geboren. Das »Götterkind« wird der Mittelpunkt von Franziska zu Reventlows ganzem Leben sein.

Der Bruder Ludwig, mit dem sie sich inzwischen ausgesöhnt hat, und die Mutter lassen ihr Geld zukommen.



Franziska zu Reventlow mit Rolf um 1898
© Monacensia, Literaturarchiv

1898 Mit der Veröffentlichung des Artikels »*Das Männerphantom der Frau*« in Oskar Panizzas Zeitschrift »Zürcher Diskuſionen« steigt FzR in die Diskussion um die Frauenfrage ein. Sie erledigt Gelegenheitsarbeiten und nimmt Schauspielunterricht – ein Jahr später hat sie eine Rolle unter der Regie von Otto Falckenberg, allerdings ohne weitere Aufträge zu erhalten.

1899 Ein zweiter Artikel, »*Viragines oder Hetären?*« erscheint in den »Zürcher Diskuſionen«. FzR lernt den Psychologen und Graphologen Ludwig Klages kennen, der später die Vormundschaft für den Sohn Rolf übernimmt.

1900 Eine weitere Operation. Reise durch Kleinasien nach Samos mit dem Paläontologen und Geologen Albert Hentschel. Beginn der Arbeit an ihrem autobiographischen Roman »*Ellen Olestjerne*«, in dem sie die erste Hälfte ihres Lebens bis zur Geburt ihres Kindes verdichtet.

1901 In Kloster Schäftlarn südlich von München schreibt sie weiter an »Ellen Olestjerne«.

Klages führt FzR in die regelmäßigen Treffs, die »jours«, bei dem Schriftsteller und Übersetzer Karl Wolfskehl ein. Außerdem erlangt sie Zugang zu der sog. »Kosmischen Runde« um Alfred Schuler und Ludwig Klages, und schließlich zum Kreis um den exzentrischen Dichter Stefan George. In diesen Kreisen wird FzR hoch verehrt, denn in ihr als selbstbestimmter Mutter eines unehelichen Kindes sieht man die Wiedergeburt des matriarchalischen Prinzips: eine »heilige Heidin«, »eine Hetäre« (gebildete Liebesgefährtin) wird sie genannt. Man verehrt sie für ihr mutiges Bekenntnis zur freien Liebe und zur freien Mutterschaft. Sie lässt es sich gefallen, distanziert sich jedoch früh von den sonstigen »heidnischen« Ideen dieser Kreise.



Die Kosmiker v. li: Karl Wolfskehl, Alfred Schuler,
Ludwig Klages, Stefan George, Albert Verwey
© Deutsches Literaturarchiv Marbach

1903 FzR verliebt sich in den polnischen Kunstgewerbler und Glasmaler Bohdan von Suchocki und lernt den Schriftsteller Franz Hessel kennen. Mit diesen beiden gründet sie eine Wohngemeinschaft in der Kaulbachstr.63.

Der Roman »Ellen Olestjerne« erscheint im Verlag Marchlewski.

1904 Erneute Operation. FrZ und Franz Hessel verfassen eine Zeitschrift, den »Schwabinger Beobachter«, von dem insgesamt vier Ausgaben erscheinen. Heimlich werfen sie sie nachts in die Briefkästen. Die Zeitschrift liefert eine glänzende Parodie der merkwürdigen Ansichten der Kosmiker.

FrZ wird von Suchocki schwanger. In Italien sterben die zu früh geborenen Zwillinge, zwei Mädchen, kurz nach der Geburt.

1905 Tod der Mutter, FzR erhält eine kleine Erbschaft.

Ihren Sohn Rolf liebt sie über alles. Als Lehrerin darf sie ihn selbst unterrichten. Später gibt sie ihn in eine fortschrittliche »Reformschule«, nimmt ihn dort aber wieder heraus, weil ein Lehrer ihn geohrfeigt hat.



Franziska zu Reventlow mit ihrem Sohn Rolf 1905
© Ullstein Bilderdienst Berlin

1906 – 1907 Tod des Bruders Ludwig und lange Trauer. Reisen nach Korfu und Rom. In München eine weitere gefährliche Operation. Der Geliebte Suchocki wandert nach Mexiko aus. Auf seine Anregung hin versucht sich FzR mit einem Geschäft für Glasmalerei.

1910 Das Glasgeschäft scheitert. FzR arbeitet in Paris als Kassendame auf der Münchner Kunstgewerbeausstellung im Grand Palais. Der Anarchist Erich Mühsam, den sie schon aus Lübecker Tagen kennt, bringt sie auf die Idee, ihre permanenten Geldschwierigkeiten mittels einer Scheinehe zu beseitigen. FzR zieht deshalb mit ihrem Sohn nach Ascona in die Schweiz.

1911 Sie heiratet dort pro forma den derben russischen Baron Alexander von Rechenberg-Linten. Der Vorteil für beide: er entgeht mit der standesgemäßen Heirat einer Enterbung durch seinen Vater, sie erhält, wenn der Vater stirbt, einen Teil seiner Erbschaft.

In den kommenden Jahren schreibt Franziska zu Reventlow ihre wichtigsten Bücher:

1912 erscheinen die Amouresken »*Von Paul zu Pedro*«, in denen sie auf spielerische und leicht frivole Weise die verschiedenen Typen von Liebhabern beschreibt.

1913 Der Albert Langen-Verlag veröffentlicht Reventlows Schwabing-Roman »*Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil*«, der als ihr bestes Werk gilt. In diesem Schlüsselroman über das »Wahnmoching« um 1900 (der Spitzname für Schwabing stammt von ihr) liefert sie ein ironisches Portrait der Kosmiker und anderer Kreise.

1914 FzR verliert bei dem Tessiner Bankenkrach den gerade geerbten Vermögensanteil aus ihrer Ehe mit Rechenberg-Linten. Die Beziehung zu ihrem letzten Gefährten, dem italienischen Anwalt, Mario Respini-Orelli, beginnt. Eine Schwangerschaft lässt sie abbrechen und muss einige Monate später wieder operiert werden.

1916 Ihr Roman »*Der Geldkomplex*« erscheint, in dem sie mit Galgenhumor die Geschehnisse um die geplatzte Erbschaft aus der russischen Ehe gestaltet.

1917 »Das Logierhaus ›Zur schwankenden Weltkugel«, eine Novellensammlung, erscheint.

1918 Am 26. Juli 1918 stürzt Franziska zu Reventlow vom Fahrrad und stirbt während der folgenden Operation.

1925 Ihr Roman »*Der Selbstmordverein*« wird posthum veröffentlicht.



Franziska zu Reventlow
© Deutsches Literaturarchiv Marbach

Quellen:

Ebringhoff, Ulla, *Franziska zu Reventlow*, Hamburg 2000 (Rowohlt Monographie)

Küchmeister, Kornelia, Nicolaisen, Dörte, Wolff-Thomsen, Ulrike: *Alles möchte ich immer. Franziska zu Reventlow 1871-1918*, Göttingen 2010 (Katalog zur Ausstellung)

2. Franziska zu Reventlows erster Roman »Ellen Olestjerne. Eine Lebensbeschreibung« von 1903



Cover der Erstausgabe von 1903 von Franziska zu Reventlows langjährigem Gefährten Bohdan von Suchocki

Wie in den meisten ihrer Romane verarbeitet Franziska zu Reventlow (1871-1918) auch in ihrem ersten Roman »Ellen Olestjerne« einen Teil ihres eigenen Lebens: hier sind es zunächst Kindheit und Jugend in Husum und Lübeck, dann Malstudium, ausschweifendes Bohèmeleben und Beginn einer schriftstellerischen Karriere in München, Geburt des Sohns Rolf. Letzteres ist in der damaligen Zeit ein ungeheurer Skandal, denn die Gräfin ist unverheiratet, hält den Namen des Vaters geheim und erzieht das Kind allein.

Der Roman liefert ein Beispiel für den Versuch eines Elternpaares, seine Tochter in den vorgegebenen gesellschaftlichen Rahmen der Zeit zu pressen und sie standesgemäß zu erziehen. Natürlich misslingt dieser Versuch. Das wilde Kind der aristokratischen Familie wird zu einer ebenso wilden jungen Frau, die – geprägt durch die Lektüre moderner Literatur um 1900 – auf ihrem eigenen Weg beharrt und diesen radikal durchsetzt.

In »Ellen Olestjerne« wächst die Heldin Ellen als viertes von fünf Kindern des Freiherrn Christian Olestjerne und seiner Frau Anna Juliane in Schloss Nevershuus auf. Ellen empfindet sich von Anfang an als ungeliebtes, überflüssiges Kind, das »mit dem linken Fuß auf die Welt gekommen« sei:

Ellen kam allmählich zu dem Schluß, es läge alles nur daran, daß sie ein Mädchen war; das bekam sie ja unzählige Male zu hören: Kleine Mädchen dürfen nicht so wild sein – kleine Mädchen klettern nicht auf Bäume – kleine Mädchen müssen ihre Kleider schonen – diese

verwünschten rosa und weißen Kleider, die sie zu Tisch anbekam und die immer gleich zerrissen oder schmutzig waren. Manchmal klagte sie verzweifelt dem Mädchen [Dienstmädchen] ihr Leid. >>Wenn ich doch nur ein Junge wäre!<< Und Lise tröstete sie: >>Warte nur, bis du sechs Jahre alt bist, dann wirst du einer.<<

Der sechste Geburtstag kam und brachte ihr die erste, schwere Enttäuschung. Als sie aufwachte, wollte sie die Kleider von Erik anziehen, denn jetzt war sie doch ein Junge und wollte auch verzogen und bewundert werden. Aber sie wurde nur entsetzlich ausgelacht, selbst der Vater lachte mit, und dann erfuhr sie, daß sie für immer ein Mädchen bleiben müßte.<<³

Statt herumtollen zu dürfen, muss sie nun neben der strengen Mutter still sitzen, buchstabieren und stricken lernen. Als die älteren Brüder auf die Schule kommen, muss sie mit einer Näharbeit im Haus verweilen. Die Eltern versuchen das aufsässige Mädchen zu zähmen, was aber nicht gelingt. Ellen wird deshalb als Vierzehnjährige in ein Internat für höhere Töchter, in das »Freidadlige Stift zu A ...«⁴ geschickt, wo sie sich unter dem strengen Regiment der Pröbstin »eingesperrt wie im Zuchthaus«⁵ fühlt. Das hält sie aber nicht davon ab, sich die wildesten Streiche auszudenken und alle Regeln, die es nur gibt, zu übertreten, sodass sie bereits nach einem Jahr vom Unterricht ausgeschlossen und nur noch bis zu ihrer Konfirmation im Stift geduldet wird. Ellen gerät in einen »förmlichen Rausch von Auflehnung«:

Sie war in Acht und Bann getan, jede von den anderen, die sich noch mit ihr sehen ließ, fiel in Ungnade. Aber sie nahm den Fehdehandschuh auf, beging bei jedem Anlaß die größtmöglichen Ungezogenheiten, nahm die Strafe lachend hin und überbot sie durch noch ärgeres Benehmen. Im Schlafsaal gab es fast jeden Tag Skandal. Wenn Ellen sich Wasser holte, balancierte sie die blecherne Waschschüssel auf dem Kopf und behauptete, sie könnte kein Blech anfassen. Beim Mundspülen gurgelte sie nur in Melodien und sagte, es käme ganz von selber, sie könnte es nicht lassen. Und wenn alle im Bett lagen, fing sie an zu heulen wie ein wildes Tier in langgezogenen Tönen die halbe Nacht hindurch, so daß niemand schlafen konnte.⁶

Im zweiten Teil des Romans, einige Jahre später, hat die Familie das Gut verkauft und ist in die Stadt L. gezogen. Während die Brüder auf das Gymnasium gehen, sitzt Ellen wieder zu Hause und erhält keine weitere Ausbildung. Auf einem Tanzabend lernt sie ihren ersten Freund, Friedrich Merold, kennen, den sie vor ihren Eltern verheimlichen muss. Die beiden treffen sich meist im Dom, bei Freunden oder später auch im sogenannten Ibsenklub, in dem die rebellischen jungen Leute der Stadt die aufrüttelnden Stücke des norwegischen Dramatikers Henrik Ibsen (1828-1906) und auch andere zeitgenössische progressive Autoren lesen. Mehrmals täglich – fast so oft, wie heute SMS verschickt werden – schüttet Ellen Friedrich in heimlichen Briefen ihr Herz aus. Sie beschreibt, in welcher geistiger Enge sie von ihren Eltern gehalten wird, denn natürlich wollen diese ihre junge Tochter vor den »Freidenkern«, vor dem »abscheulichen Ibsenklub [...], wo die Mädchen mit jungen Männern über unmoralische Sachen sprächen und zusammen Ibsen läsen«⁷ schützen.

³ zu Reventlow, Franziska, *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hg. von Michael Schardt u.a., Hamburg 2010, Bd. 1 S.36

⁴ A.a.O. S.36

⁵ A.a. O. S. 37

⁶ A.a.O. S. 43

⁷ A.a.O. S.56

Ellen verbringt den Sommer auf dem Gut einer Verwandten. Dies ist der Beginn des ersten Briefes:

L ..., 3. März 1888

Vor allem will ich Sie beruhigen, daß weder meine Mutter noch Detlev [der jüngere Bruder] etwas von unsren Gesprächen gehört haben – sie schalt nur, daß ich zu viel mit Ihnen getantzt hätte. – Herrgott, wenn sie wüßte, daß ich jetzt an Sie schreibe – es ist bald fünf Uhr, unten auf der Straße rasseln schon die Milchwagen, ich liebe nichts mehr, als so eine Nacht durch aufzubleiben, und heute wäre es mir unmöglich gewesen, zu schlafen.

Es kommt mir wie ein Wunder vor, daß ich nun wirklich einen Menschen gefunden habe, dem ich alles sagen kann und der mein Freund sein will. Sie machen sich ja keinen Begriff davon, wie allein ich war und wie todunglücklich ich mich von jeher zu Hause gefühlt habe, besonders in diesem letzten Jahr, wo auch Detlev mir immer fremder wurde. Sie wollten mir das nicht recht glauben, aber es ist wirklich so: meine Mutter sieht es nicht gerne, wenn ich viel mit ihm zusammen bin. Sie hat ihm das Versprechen abgenommen, mich keine modernen Bücher lesen zu lassen und mich mit seinem Verkehr nicht in Berührung zu bringen. Nur unter der Bedingung darf ich mit ihm ausgehen, die Eltern sind ja schon außer sich, daß er so in alle diese Sachen hineingekommen ist und mit freidenkenden Menschen verkehrt. Aber Sie können sich vorstellen, wie mir dabei zumut war, wenn er mir von Ihnen und den andren erzählte, wie von einer Welt, die mir immer verschlossen bleiben sollte. Dann fand ich eines Tages auf seinem Schreibtisch >>Brand<< und >>Peer Gynt<< [Stücke von Ibsen] und nahm es mir herüber. Ganze Tage habe ich darüber zugebracht und konnte weder essen noch schlafen, nur immer wieder lesen, sowie ich allein war. Es kam mir vor, als ob jedes Wort für mich geschrieben wäre, ich wußte mit einemmal, daß es keine unmöglichen Hirngespinnste waren, mit denen ich kämpfte, - wenn sich alles in mir sträubte, gegen das Leben, das man mir aufzwingen will. Früher empfand ich es immer als eine Art Unrecht gegen meine Eltern, mich so dagegen aufzulehnen und heimliche Sachen zu tun, aber nun ging es mir plötzlich auf, daß jeder ein unveräußerliches Recht an sein Ich und sein eigenes Leben hat.<⁸

Dieses Recht wird sie durchzusetzen – Ibsen dient als Katalysator. Schon bald bittet sie ihren Vater, eine Berufsausbildung machen zu dürfen, um ihre, für damalige Zeiten, ungewöhnlichen Berufspläne realisieren zu können. Die Eltern möchten, dass sie eine standesgemäße Ehe eingeht, sie aber will Malerin in München werden:

12. Juni

Friedl, ich habe einen großen Schritt getan – meinem Vater geschrieben, er sollte mich das Lehrerinnenexamen machen lassen. Ich habe es mir in dieser Zeit eingehend überlegt. – So lassen sie mich doch nicht fort, und dann kann ich mich wenigstens auf eigne Füße stellen, wenn es zum Klappen kommt. Und mir das Geld zum Malen selbst verdienen. Ich habe mir schon alles ausgerechnet, wenn ich erst mal für ein Jahr genug habe, gehe ich nach München, und das Weitere findet sich. [...]

Du, Schatz, durch Detlev habe ich erfahren, daß man mich möglichst viel auf Bälle und solche Sachen schickt, weil Mama hofft, es würde sich doch mal jemand zum Heiraten finden. Momentan ist hier das ganze Haus voll von Offizieren zur Jagd. Ich halte ihnen Reden über Ibsen und moderne Ideen. Wenn sie morgens in den Garten kommen, sitze ich im Kirschbaum, und sie müssen bitten, daß ich ihnen Kirschen hinunterwerfe. Die werden

⁸ A.a.O. S.54

sich schwer hüten, mich zu heiraten. Überhaupt macht es mir furchtbaren Spaß, die Leute vor den Kopf zu stoßen, besonders diese aristokratische Bande.⁹

Als der Bruder und der Freund zum Studieren nach Berlin gehen, bleibt Ellen »einsam und zähneknirschend«¹⁰ zurück. Den Vorstellungen ihrer Eltern beugt sie sich nicht.

Sie schließt ihr Seminar mit einem guten Examen ab. Die Liebe zu Friedrich ist vorbei, Ellen wendet sich einem anderen zu. In ihrer Abwesenheit brechen die Eltern ihren Schreibtisch auf, in dem sich Tagebücher und Briefe befinden. Alle Heimlichkeiten und Lügen sind aufgedeckt und man schickt Ellen zwangsweise in ein Pfarrhaus auf dem Land, aus dem sie kurz darauf bei Nacht und Nebel flieht. Dies bedeutet den endgültigen Bruch mit der Familie. Als der Vater später im Sterben liegt, wird sie nicht zu ihm gelassen.

In Hamburg findet sie Zuflucht bei einer Freundin, lernt einen weiteren Freund kennen, den sie bald heiratet, und geht mit dessen Erlaubnis bzw. Geld nach München. Sie beginnt ein Malstudium und wird von einem Maler schwanger. Zurück in Hamburg erleidet sie eine Fehlgeburt. Die Ehe scheitert, sie geht zurück nach München. Am Schluss des Romans erwartet sie erneut ein Kind und beschließt trotz erbärmlicher finanzieller Situation, den Vater des Kindes nicht in ihr Leben zu lassen:

Mein Kind hat keinen Vater, es soll nur mein sein. Ich habe es selbst so gewollt – er ist schon lange fort, und ich würde ihn nicht zurückrufen, selbst wenn ich wüßte, wohin er gegangen ist. Dieser Mann gehört nicht zu meinem Schicksal.¹¹

Da sie als Malerin keinen Erfolg hat, verdient sie sich ihr Geld durch Schriftstellern:

15. April

Jetzt gilt es vor allem Arbeit suchen, mit der ich etwas verdienen kann – es hat sich auch allhand gefunden – Schreibereien, eine Arbeit, die mir im Grunde nicht liegt und mich nicht freut. Aber was soll man machen?¹²

Die gesellschaftliche Ächtung, die ihr als unverheirateter schwangerer Frau entgegenschlägt, nimmt sie deutlich und fast auf trotzig Weise wahr, denn sie behauptet, ihrem Kind ein besonderes, ein freies Leben bieten zu können:

Einzelne von früheren Bekannten grüßen mich nicht mehr, andere beklagen mich. Mehr oder minder bin ich in ihren Augen doch jetzt für immer bankerott – entgleist - die Tore der ›Gesellschaft‹ sind für immer hinter mir zugefallen.

Und das Kind? – Ich weiß meine Verantwortung wohl – und ich bin froh, ihm gerade dieses Schicksal bieten zu können – ich will es lehren, sein Schicksal zu lieben, wie ich meines lieben gelernt habe.¹³

Der Roman endet in einer Art Zwiesprache mit dem Leben selbst. In pathetischem Ton erklärt sie sich bereit, alle Herausforderungen des künftigen Lebens mutig und gelassen annehmen zu wollen.

⁹ A.a.O. S. 63 ff

¹⁰ A.a.O. S. 69

¹¹ A.a.O. S. 163

¹² A.a.O. S. 164

¹³ A.a.O. S. 167 ff



Aufgabenstellung:

1. In den 1940er Jahren schreibt die französische Philosophin Simone de Beauvoir: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.«Die amerikanische Gender-Theorie der letzten Jahrzehnte baut darauf auf, indem sie formuliert, dass die sexuelle Identität des Menschen nicht – oder nur zu einem gewissen Teil - von der Biologie vorgegeben sei. Sie sei vielmehr ein kulturelles Konstrukt.

In den 2011 erschienenen, heftig umstrittenen französischen Schulbüchern für Biologie befindet sich ein Kapitel mit dem Titel »Mann oder Frau werden«, in dem es um die sexuelle Identität des Menschen in der Gesellschaft und seine sexuelle Orientierung geht. Die sexuelle Identität wird dargestellt als Vorgang, der sich ein Leben lang im Spannungsfeld zwischen Biologie und soziokulturellem Umfeld herausbilde. Der verantwortliche französische Minister verteidigt die Bücher mit der Begründung, der Lehrplan entspreche den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen.

In Skandinavien, Kanada und auch schon in Deutschland gibt es Eltern, die ihre Kinder »genderless« erziehen. Das heißt nicht, dass die Kinder ohne Geschlecht wären, sondern dass die Eltern das Geschlecht des Kindes in dessen ersten Lebensjahren geheim halten, damit es ohne Rollenklischees und – erwartungen aufwächst. Ein Junge muss nicht wie ein Junge sein und ein Mädchen sich nicht wie ein Mädchen verhalten.

In der Kindheit von Franziska zu Reventlow wurde jede Abweichung von den vorgegebenen Rollenbildern streng verfolgt. Wie man sieht, haben sich die Vorstellungen seit damals drastisch geändert!

Diskutieren Sie die folgende Frage:

Sollen Jungen und Mädchen auch im 21. Jahrhundert immer noch mit unterschiedlichen Maßstäben erzogen werden?

3. »Hippies Großmutter« - Franziska zu Reventlow und ihre eigenwillige Auslegung der Frauenfrage um 1900



Antikes Fest am 22.2.1903 in der Wohnung von Hanna und Karl Wolfskehl, Leopoldstr. 51,
vordere Reihe: Franziska zu Reventlow, Bildmitte Stefan George, hintere Reihe Mitte:
Karl Wolfskehl als Dionysos © Münchner Stadtmuseum, Hoerschelmann- Archiv

Um 1900 ist die sog. »Frauenfrage« ein viel diskutiertes Thema. Frauenrechtlerinnen wie Anita Augspurg in München und Autorinnen wie Helene Böhlau (*»Das Recht der Mutter«*, Roman von 1896) fordern das Recht auf Bildung, Berufstätigkeit und Selbstbestimmtheit der Frau.

Auch für Reventlow sind dies essentielle Themen. Sie ertrotzt von ihren Eltern die Erlaubnis, in Lübeck das Lehrerinnenseminar zu besuchen, um sich später selbstständig ein Malstudium finanzieren zu können, sie erreicht, dass ihr Hamburger Ehemann, Walter Lübke, sie für ein halbes Jahr nach München gehen lässt (allerdings mit verheerenden Folgen für diese Ehe, denn Reventlow wird von einem anderen Mann schwanger und die Ehe 5 Monate vor der Geburt des Sohnes geschieden), damit sie dort die Malerei erlernen kann, sie nimmt sich jede sexuelle Freiheit und wechselt ihre Liebhaber nach Laune – sie macht alles so, wie sie es will, ohne Rücksicht auf jegliche gesellschaftliche Konvention zu nehmen.

Als sie ab 1901 zu dem Kreis um den Lyriker Stefan George und zu dem sog. »kosmischen Kreis« um Alfred Schuler und Ludwig Klages stößt, wird sie von diesen Herren bewundernd als »heidnische Heilige« und als »moderne Hetäre« bezeichnet. Diese »Ehrentitel« bedeuten, dass sie die engen christlichen Moralvorstellungen hinter sich gelassen hat und ein Leben wie die Hetären der griechischen Antike, also der gebildeten und sozial anerkannten »Liebesgefährtinnen« der oberen Kreise, führt.

(In ihrem Schlüsselroman *»Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil«* von 1913 karikiert Reventlow diese Kreise. Mit dem

»merkwürdigen Stadtteil« ist Schwabing gemeint, für das Reventlow den liebevoll-ironischen Spitznamen »Wahnmoching« erfindet.)

Liest man die Titel der Bücher und Aufsätze, die über Franziska zu Reventlow geschrieben worden sind, wird deutlich, wie sehr die Zeitgenossen und spätere Bewunderinnen und Bewunderer von den Freiheiten, die sich die »*kleine Comtesse mit dem eisernen Willen*« zeit ihres Lebens nimmt, beeindruckt waren und sind.

Einige dieser Zuschreibungen seien genannt: »*anmutige Rebellin*«, »*blickmächtige femme fragile*«, »*weiblicher Dandy*«, »*Übergangsgeschöpf*«, »*Schriftstellerin, Mutter und Hetäre*«, »*Skandalweib*«, »*Bürgerschreck*«, »*Luftschifferin*«, »*Gräfin von Wahnmoching*«, »*Altschwabings heidnische Heilige*«, »*Hetäre*«, »*Emanzipatrice*«, »*tolle Gräfin*« und schließlich »*Hippies Großmutter*«.

Mit dem Essay »*Das Männerphantom der Frau*« in den von Oskar Panizza herausgebrachten »*Zürcher Diskuſionen*« bringt sich Reventlow 1898 in die Diskussion um die Frauenfrage ein. Berühmt wird ihr ein Jahr später in der gleichen Zeitschrift veröffentlichter Aufsatz »*Viragines oder Hetären?*«¹⁴, in dem Reventlow ihre provokanten Ansichten »*Darüber, was Frauen ziemt*«¹⁵ (so beginnt ihr Essay) äußert.

Zwar fordert sie deutlich, dass es unabdingbar sei, die Lage der »*Frauen der arbeitenden Klassen*«¹⁶ zu verbessern, betont dabei aber, dass man doch darauf achten solle, die weiblichen Seiten der »*gebildeten, gutsituierten Frau*«, auf die der »*Kampf um die Gleichberechtigung und Gleichstellung der Geschlechter*« der Frauenbewegung vor allem ziele, nicht zu zerstören. Von herben Frauenrechtlerinnen, die »*die ausgesprochene Feindin aller erotischen Kultur, weil sie die Weiber vermännlichen will*«¹⁷ hält sie gar nichts und macht sich lustig über sie:

Es kann einem angst und bange werden, wenn man die >Extremsten< in geteiltem Loden-Rock und gestärkter weißer Weste auf den Katheder steigen und mit einer Stimme wie eine Baß-Klarinette über >Das Woib< reden hört. Sie meinen ja gar nicht das Weib, sie wollen ja gar nicht das Weib. Gott weiß, was sie überhaupt wollen. Es ist uns aus guter Quelle bekannt, daß hier in München im vorigen Jahr eine Versammlung von >Viragines< stattfand, wo unter anderem auch die Frage aufgeworfen wurde, ob die Männer überhaupt noch zum Geschlechtsgenuß zugelassen werden wollten. Mit knapper Stimmenmehrheit, mit einer einzigen Stimme Majorität, wurde die Frage >für diesmal noch< bejaht, wenn auch unter manchen Einschränkungen.- Mein Gott, es fällt uns ja nicht ein, die lesbische Liebe prinzipiell zu >verdammen<. Der Verdammungsstandpunkt ist für uns moderne Heiden überhaupt ein überwundener. Unter der anmutigen Form, wie sie uns Pierre Louys in seiner >Aphrodite< schildert, sind wir gern bereit, sie als berechtigt anzuerkennen, als Bereicherung der Welt um ein graziöses Laster. Aber an den >Viragines< unserer Tage mit Herrenwesten und Lodenröcken irgendein ästhetisches Wohlgefallen zu finden – das ist zu viel verlangt.¹⁸

¹⁴ zu Reventlow, Franziska, *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hg. von Michael Schardt u.a., Hamburg 2010, Bd. 6, S. 193-202

¹⁵ A.a.O. S. 193

¹⁶ A.a.O. S. 194 ff

¹⁷ A.a.O. S. 201

¹⁸ A.a.O. S. 201 ff

Frauen, so Reventlow, sind »nicht zur Arbeit, nicht für die schweren Dinge der Welt geschaffen, sondern zur Leichtigkeit, zur Freude, zur Schönheit.¹⁹ Diese Einschätzung begründet sie so: »Wenn wir die kurze Zeit unseres Lebens damit ausfüllen, Männer zu lieben und Kinder zu bauen und an allen leichten erfreulichen Dingen der Welt teilzunehmen, so haben wir genug getan, und dafür, daß wir unsre Kraft und unsren Körper den Männern und Kindern geben, verdienen wir, daß man uns das Leben äußerlich so leicht gestaltet wie nur möglich. Wir sind dazu da, es gut zu haben und uns nicht plagen zu müssen. Aber statt dessen sind Tausende und Abertausende von Frauen gezwungen, sich um das tägliche Brot zu schinden und abzurackern, sich Körper und Geist durch übermäßige Anstrengung zu zerstören und auf ihren Reiz und ihre Funktion als Weib ganz oder teilweise zu verzichten. [...]

Vielleicht entsteht noch einmal eine Frauenbewegung in diesem Sinn, die das Weib als Geschlechtswesen befreit, es fordern lehrt, was es zu fordern berechtigt ist, volle geschlechtliche Freiheit, das ist, freie Verfügung über seinen Körper, die uns das Hetärentum wiederbringt. Bitte, keinen Entrüstungsschrei!«²⁰

Hinter diesen Forderungen steht viel persönliches Wunschdenken, denn die Tatsache, dass Franziska zu Reventlow für sich die »volle geschlechtliche Freiheit« in Anspruch nahm, bedeutete, dass sie sich, um mit ihrem Sohn zu überleben, in unvorstellbarer Weise »schinden und abrackern«<< musste, ohne jegliche Rücksicht auf ihre von Kindheit an gefährdete Gesundheit nehmen zu können.



Aufgabenstellung:

Mit der Erfindung der Antibabypille ist die »volle geschlechtliche Freiheit« der Frau, wie Reventlow sie um 1900 postuliert, ist in den westlichen Industrienationen seit den 1960er Jahren möglich geworden. Trotzdem ist das Leben der Frauen nicht unbedingt leichter geworden.

Informieren Sie sich darüber, welche Anstrengungen die Bundesregierung und Arbeitgeber zur Zeit unternehmen, um die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen zu verbessern.

¹⁹ A.a.O. S. 200

²⁰ a.a.O. S. 200

4. »Ultimo. Eine dreistöckige Episode« - Szene aus
einem Münchner Mietshaus um 1900



Franziska zu Reventlow in der Küche des Eckhauses an der Kaulbachstraße

Die schleswig-holsteinische Gräfin Franziska zu Reventlow kommt 1893 im Alter von 23 Jahren nach München, um hier unter die »Malweiber« zu gehen, d.h. ein Malstudium aufzunehmen. Zunächst zahlt ihr Ehemann den Aufenthalt in der Schwabinger Bohème, weil er davon ausgeht, dass sie nach einem halben Jahr zu ihm nach Hamburg zurückkehren werde. Nachdem die Ehe jedoch wegen des Lebenswandels der Gräfin geschieden wird, sieht sich Franziska zu Reventlow mittellos und mit ständiger Geldnot konfrontiert. Alle ihre Versuche zu Geld zu kommen, sind nicht von Dauer. Ein »Sieb« sei sie, »das Geld tropft nur so durch«, schreibt sie in ihrem Tagebuch von 1909. Nach dem Scheitern ihrer Ehe bezieht sie verschiedenste, z.T. sehr bescheidene Wohnungen ohne Wasser und Heizung, und oft genug kommt der Gerichtsvollzieher und pfändet ihre ganze Habe, wenn Reventlow diese nicht schon vorher selbst ins Pfandhaus gebracht hat. Allein in München wechselt sie 26mal ihre Wohnung, manchmal bei Nacht und Nebel, sodass die Hausbesitzer das Nachsehen haben und auf den Mietrückständen sitzenbleiben. Offensichtlich konnte man damals auf diese Weise untertauchen, ohne von der Polizei aufgefunden zu werden.

Als Malerin ist Reventlow nicht erfolgreich geworden, wohl aber – fast wider Willen - als Schriftstellerin. In die Skizze »Ultimo. Eine dreistöckige Episode«, die sie 1896 für die berühmte satirische Zeitschrift »Simplizissimus« verfasst, dürften Franziska zu Reventlows eigene Mieterfahrungen eingegangen sein:

Ultimo. Eine dreistöckige Episode

Dritter Stock, elf Uhr vormittags. Der letzte Oktobertag blickt grau und kalt durch die Atelierscheiben. Die russische Fürstin Dobrowalska raucht im Bett ihre erste Zigarette und trinkt Tee. Auf dem Tische vorm Bett liegen drei oder vier graublau Kuverts mit Firmenaufschriften. Es sind Rechnungen, die der Postbote heute früh gebracht hat. Die Kuverts sind noch unerbrochen – sie weiß auch so, was drin steht, es sind nur Repetitionen.

Es klopft dröhnend an die Tür. »Kein Modell!« Es klopft. - »Kein Modell«, wiederholt die Fürstin in apathischem Tonfall und steckt die zweite Zigarette an.

Es klopft weiter. - Dumm, sie hat vergessen, wie sonst die Doppeltür von innen zu schließen, dann hört man das Klopfen nicht. Resigniert wirft sie sich in den abgetragenen, himmelblauen Schlafrock und fährt in die türkischen Pantoffeln, ihre schwarzen Haare hängen wirr in die Stirn hinein. Es klopft unentwegt weiter. « Wer ist denn da? »

»Ich bringe das Winterkostüm von Frey und Comp. «

»So, ist gut, legen Sie es da aufs Sofa. Haben Sie die Rechnung? Danke schön. Guten Morgen. «-

»Entschuldigung, die Rechnung ist quittiert - «

»Warum quittiert? Habe ich das verlangt? Wie kann man eine Rechnung quittieren, ehe sie bezahlt ist. Nehmen Sie sie nur wieder mit. - Einen Augenblick noch. « Die Fürstin sucht auf dem Tisch etwas Kleingeld zusammen, das zwischen Taschen, Malutensilien, Revolverpatronen und Brennscheren verstreut umherliegt. - Das noble Auftreten muss gewahrt werden. -

»So, guten Morgen, können mir die Rechnung nächsten Monat einmal wiederbringen, aber unquittiert. « - Der Mann ab.

»Hausmeister, Hausmeister! « - Niemand kommt. Sie sucht einen Krug hervor und geht zur Wasserleitung. Das Wasser läuft nicht.

»Hausmeister! Endlich. - Ich brauche Wasser, Hausmeister - «

»Ja, das läuft jetzt net. Drunten im Stall tränken's grad' d' Pferd'. Nachher wird's schon wieder laufen. Wir haben auch keins zum Putzen. «

Während der Debatte hat sich der Korridor belebt. Drüben vor der Tür des Studenten steht eine ganze Menschenmenge Queue. Alle rufen nach dem Hausmeister. »Jesses, ich kann mi doch net zerteilen. Was wollen's denn? «

»Ist der Herr Doktor Bierhuber net z'Haus? «

»Der schläft noch, vielleicht ist er noch gar net heimkommen. Suchen's ihn selbst, wann's ihn brauchen. I hab z'tun. «- Ab.

Plötzlich zerteilt sich die Menge. Die verschlossene Tür hat sich geöffnet: »Platz da!« Der Korpsdiener drängt sich mühsam durch, ein großes Ölbild mit breitem Goldrahmen im Arm.

»Ah, das ist schön – der König Ludwig – ist der Herr Doktor nicht da drin? «

»Nun, Sie sehens doch, ich muß das Bild da forttragen, der Herr Doktor zieht aus. Wohin ich's tragen muß, sagte er nicht, der Goldrahmen ist wertvoll. « Der Korpsdiener verschwindet mit dem Bild treppabwärts.

Die Leute verziehen sich grollend und suchen wieder nach dem Hausmeister. Die Fürstin Dobrowalska hat sich wieder in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie steht vor ihrer Staffelei und betrachtet prüfend das angefangene Porträt, raucht gleichmütig einer Zigarette und wartet darauf, daß die Pferdetränkung zu Ende sein und das Wasseer wieder laufen wird.

Es klopft wieder. » Was ist? «

» Gnädiges Fräulein schon auf? «

» Ja, kommen Sie nur herein. «

Doktor Bierhuber erscheint. Blonder Hüne. Bis auf einige abgerissene Westenknöpfe und eine schief gebundene Krawatte ist sein Äußeres von tadelloser Eleganz. » Guten Morgen, darf ich einen Augenblick herein? Ich hab' den Schneider kommen sehen. Ich bin nicht zu Haus. Haben Sie vielleicht einen Spiegel, Gnädige, habe meinen schon fortgeschickt? « -

» Gewiss, dort. « - Er bindet die Krawatte und ersetzt die fehlenden Knöpfe durch Sicherheitsnadeln., während sie diskret zur Seite blickt. » So, fertig. « - » Schauen Sie, Doktor, wie gefällt Ihnen mein neues Winterkostüm? « -

» Tadellos, wird Ihnen brillant stehen. « -

Man hört schwere Schritte die Treppe herauf, jemand klopft erst an der Tür des Studenten, dann an allen anderen Türen, ruft nach dem Hausmeister. Beide horchen drinnen atemlos. » Er ist's«, seufzt der Doktor gequält.

Es klopft. Bierhuber verschwindet hinter einem japanischen Wandschirm, der kaum dazu reicht, seine Riesengestalt zu verbergen.

Die Fürstin an der Tür. » Was ist? «

» Können's mir nicht sagen, ob da der Herr Doktor Bierhuber wohnt? «

» Was wollen Sie? Ich bin Russin. Kennen nicht. « Der Mann ab.

Der Hausmeister klopft: » Gnä' Fräulein« - » Ja? « » Ist der Herr Doktor da? « Pst – kommen Sie herein. « -

Vorige, der Hausmeister. » Herr Doktor, die Leichenfrau ist wieder da. Sie will mit Ihnen selbst sprechen. Die 5 Mark muß sie haben, hat's gesagt. «

Der Bierhuber reckt sich hinter dem Wandschirm empor. » Werfen Sie die Frau hinaus. Ich bin nicht zu Hause. Ich wohne nicht mehr da. «

» Herr Doktor, sie ist schon das dritte Mal da, sie sagt, sie hat das Grab von Ihrer Tante so schön hergerichtet für Allerheiligen. « -

» Ich habe keine Tante, ich bin nicht zu Hause. - Warten Sie, Sie können ihr meinen alten Wintermantel geben, den Sie zum Ausklopfen haben. « -

Aus dem zweiten Stock ruft eine Donnerstimme: » Hausmeister, Hausmeister! «

Zweiter Stock. Vormittags 12 Uhr. Der Hausherr sitzt im Großvaterstuhl mit Fez und türkischem Schlafrock und liest die Münchner Neuesten Nachrichten. Der Hausmeister tritt auf.

» Haben Sie endlich gehört? Ich rufe seit einer halben Stunde. Da sind die Quittungen für die Mieter. Bringen Sie mir den Zins am Nachmittag. - Was machen Sie für ein dummes Gesicht? - Ist eins ausgerückt? Sie kriegen keinen Pfennig, ehe die Mieter nicht gezahlt haben. Lassen Sie den Jungen, den Bierhuber, nicht ausziehen, ehe ich sein Geld habe. Geben Sie acht auf seine Möbel. Die gehören mir, wenn er nicht zahlt. Sieben Monate rückständig, macht 140 Mark – wissen Sie, wo er hin will? «

» Ich weiß nichts – Herr Lesmüller. «

» Sie sollen es aber wissen. Und der Russin kündigen Sie auf ersten November. Wenn sie nicht ausziehen will, hängen Sie ihr Tür und Fenster aus. - Da, ich habe die Zinsen für die letzten Monate dazugeschrieben, daß sie's nur weiß. Sonst tut sie wieder, als ob sie nicht rechnen könnte. Der Rückstand muß her. – Wissen Sie, ob die Einrichtung ihr gehört? «

» Ich weiß nicht, Herr Lesmüller, ich glaube, sie sagte, es ist vom Onkel. « -

»Dann muß der Onkel zahlen – verstehen Sie? - Der Hauptmann im ersten wird gesteigert, er will das Kaminrohr repariert haben. Das können Sie gleich machen. Ich will nicht ewig Handwerker im Haus haben. Ich zahl' Ihnen 'ne Maß dafür. Wollen Sie noch was? Sie bekommen Ihr Geld, wenn Sie mir die ganze Geschichte bringen. - N' Morgen.«

Erster Stock. Vormittags. Der Hauptmann von Hennewitz kommt aus dem Dienst:
»Na, Frauchen, wie geht's?«

»Du, der Hausmeister war eben da. Wir kriegen das Rohr repariert, aber der Hausherr will uns steigern.«

»Dummes Zeug, die Miete ist hoch genug. Ich muß gleich wieder fort. Bring' du nur die Rechnung in Ordnung, aber steigern laß' ich mich nicht. Das kann der Hausmeister ihm ausrichten. Adieu, Schatz.«

»Adieu.«

Dritter Stock. Nachmittags. Atelier der Fürstin Dobrowalska, die Herrin liegt auf dem Diwan und raucht. Drei Russen sitzen am Tisch, trinken Tee und rauchen ebenfalls. Doktor Bierhuber sitzt auf einer Tischecke, spielt Mandoline und wirft der Fürstin Blicke zu. Die Russen, denen man heute ihr letztes Mobiliar abgepfändet hat, debattieren unentwegt weiter über Nietzsche. Sie bewundern ihn, »aber er ist nicht Freund von Sozialismus und muß man lieben Volk und sein Freund von Sozialismus.«

Es klopft. Der Hausmeister tritt auf. »Gnä' Fräulein, die Quittung vom Hausherrn, wann's ihn net zahlen, müssen's ausziehn. Er hat gefragt, ob die Einrichtung Ihnen g'hört?« *Die Russen disputieren weiter, jetzt über Ethik. Der Hausmeister konferiert an der Tür mit Doktor Bierhuber und geht dann mit beiden Quittungen wieder ab.*

Zweiter Stock. Nachmittags. Hausherr am Schreibtisch, raucht Havanna und schreibt Rechnungen. »Herein.«

Der Hausmeister: »Herr Lesmüller, da ist das Geld vom Herrn Hauptmann, aber steigern will er sich net lassen. Er zieht sonst aus. Und da ist vom Herrn Anwalt und der Frau Ober-Offizial.« -

Hausherr: »Gesteigert wird er doch und ausziehen wird er schon bleiben lassen, wenn wir ihms Kaminrohr reparieren. Und der dritte Stock?«

»Die haben noch net zahlt, Herr Lesmüller, die drei Russen sind gepfänd't worden, der Herr Doktor Bierhuber läßt seine Möbel hier und« - -

Hausherr: »Da haben Sie die Hälfte von Ihrem Gehalt, das andere bekommen Sie, wenn die Bande gezahlt hat. Verstanden? Bringen Sie mir das Geld morgen.«

Dritter Stock. Eine Stunde später. Die Russen verlassen diskutierend das Lokal, sie müssen noch zu einem Klubabend und werden bei »gutes Freund« übernachten, weil sie keine Betten mehr haben. Die Fürstin liegt auf dem Sofa und raucht. - Doktor Bierhuber ist einer Vorladung aufs Gericht gefolgt. Es klopft. Tür: »Was wollen Sie?« »Ich habe da die Rechnung. Entweder muß zahlt wer'n oder ich muß das Kostüm wieder mitnehmen.« -

»Was fällt Ihnen ein? Ich bin Russin. Ich kann nicht.« - Ich muß es mitnehmen. Ich darf nicht ohne das Geld oder das Kostüm wiederkommen.«

Sie streckt die Waffen, öffnet die Tür, der Mann nimmt das Kostüm über den Arm, entschuldigt und entfernt sich.

Die Fürstin Dobrowalska steckt sich eine Zigarette an und reißt das Fenster auf. Sie hat ganz vergessen, daß eine Scheibe gesprungen ist. In 1000 Splittern rasselt das Glas herab. Zwei bis drei tiefe Einschnitte am Handgelenk.

»Hausmeister, Hausmeister!«

»Was gibt's?«

»Gehen Sie doch fragen, ob der Herr Doktor wieder da ist und bitten Sie ihn um einen halben Meter Heftpflaster.«

Der Bierhuber ist glücklicherweise Tierarzt und Mensurflicker. Er holt seine vom Rost halbzerfressenen Instrumente und näht den Riß kaltblütig zu. Mit Odol wird desinfiziert. Ein Stück Vorhang dient als Handtuch, von welchem Gegenstand heut im ganzen Haus kein Exemplar aufzutreiben ist. Der Hausmeister macht den Assistenten.

Abends. Dritter Stock. Die Fürstin liegt auf dem Diwan, raucht und trinkt Tee. Draußen hört man Auf- und Abgehen schwerer Männertritte. Dann und wann Krachen von Mobilien. Dann tiefe Stille. Es klopft. »Entrez.«

Der Doktor. »Abschied nehmen, gnädiges Fräulein, mit gebrochnem Herzen - «
Er setzt sich auf die Tischecke und spielt wehmütig auf der Mandoline.

»Schon fertig zum Umzug?«

»Ja, man hat meine Möbel abgeholt. Habe heute noch einen Käufer aufgetrieben, der den ganzen Rummel genommen hat. Bilder und Bettzeug habe ich zum Aufbewahren gegeben.«

Aus seiner Brusttasche ragen einige gelbe Zettel hervor. »Und der Hausherr?«

»Der sitzt drüben am Stammtisch. - Der Hausmeister repariert gerade das Ofenrohr im ersten Stock und der liebe Gott hat alles gesehen, wird aber nichts sagen.« -

»Herr Doktor, haben Sie nicht noch ein paar Gerichtsstempel übrig?« -

Stumme Szene. Er klebt die roten Zettel auf jeden dazu geeigneten Gegenstand. Sie leuchtet ihm dabei. Das Atelier macht einen total gepfändeten Eindruck. - Sie, aufatmend.
»So, morgen wird's Ruhe geben.«

Zweiter Stock. Abends. Familienidylle. Der Hausherr im Sorgenstuhl, die Sprößlinge versammelt. Es sind wohlgenährte, intelligente Kinder, sie wissen, daß morgen der Erste ist. Karlchen möchte einen neuen Schulranzen, Maria wünscht sich ein Sportskostüm, - alle ihre Freundinnen radeln jetzt - und in Malys Brust ist das erste Sehnen nach Brillantboutons erwacht.

Herr Lesmüller hört zu, studiert dabei das »Vorabendblatt« der Münchner Neuesten und seufzt über die schlechten Zeiten. Die Gattin steht hinter ihm und glättet mit sanfter Frauenhand die Sorgenfalten auf seiner Stirn.

»Männchen, die Gardinen im Salon sehen nicht mehr ganz neu aus.«

Er lächelt milde. Es klopft: »Herein.« Vorige, der Hausmeister. »Herr Lesmüller, das Ofenrohr ist repariert. Sie wollten - «

Hausherr (die Falten auf der Stirn erscheinen wieder): »Was sollte ich? Ich will, daß die Mieter zahlen. Ordnung will ich in meinem Hause. Wie steht's mit dem dritten. Ist der Bierhuber noch da?«

»Der ist schon fort, Herr Lesmüller.«

»Lassen Sie seine Sachen auf den Speicher schaffen. Da bleiben sie, bis er zahlt.«

»Herr Lesmüller, nachmittags sind Leute dagewesen, die seine Sach' geholt haben. Ich hab' gemeint, die hätt' der Herr Lesmüller geschickt g'habt.«

»Sie haben gar nichts zu meinen« (Hausherr springt auf). - »Seine Sachen geholt. Da soll doch gleich das Donnerwetter - Ich hab' Ihnen doch gesagt - «

»Herr Lesmüller, ich hab' doch das Ofenrohr zu reparieren gehabt, derweil sind's dagewesen.«

»Rufen Sie mir Ihren Doktor her.«

»Der ist schon außen, Herr Lesmüller.« -
 »Verfluchtes Pack – und die Russin, zahlt sie? Sonst schick' ich ihr den
 Gerichtsvollzieher auf den Hals und laß sie pfänden bis aufs - «
 »Der ist schon dagewesen, Herr Lesmüller.« -
 »Dagewesen, wer ist dagewesen?«
 »Man hat sie schon gepfänd't, lauter rote Zettel hat's auf ihre Möbeln 'kriegt.«
 Die Gattin zittert. Die Kinder verstecken sich. - Der Hausmeister ist Veteran von 71.
 Ein Soldat darf nie den Mut verlieren.
 Herr Lesmüller ist fürchterlich in seinem Zorn. »Hausmeister, Sie stehen mir für die
 Leute. Wenn das Geld nicht morgen hier auf dem Tische liegt, will ich nie Hausherr
 gewesen sein. Ihre Maß zahl' ich Ihnen, wenn Sie's bringen. - Verstanden?«
 Vorige ohne den Hausmeister. »Papa.« - -
 »Himmelsakrament, schweige, haltet's Maul, ihr Rangen, ihr Bande! Wollt ihr mich
 auch noch an den Bettelstab bringen. Wollt ihr mich rasend machen? Habt ihr
 allzusammen einen Schimmer davon, was es heißt, Hausherr zu sein?«

Dritter Stock. Zur selben Zeit. Im Atelier. Dämmerzene. »Leben Sie wohl, Herr
 Doktor, es muß ja denn wohl sein?« »Küss die Hand, gnädiges Fräulein, hoffe auf
 Wiedersehen.«

Bierhuber ab. Fürstin allein. Brennt sich eine Zigarette an, legt sich auf den Diwan
 und seufzt: »Wenn's morgen nur einen ruhigen Tag gibt!«²¹

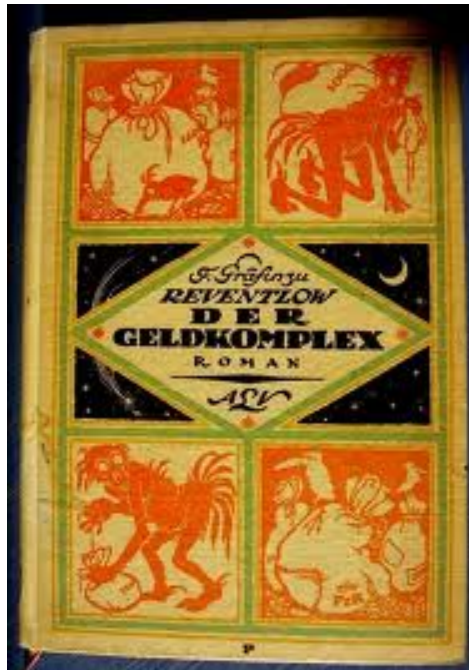


Aufgabenstellung:

- Erklären Sie Titel und Untertitel dieses Textes.
- Das Mietshaus ist eine kleine Welt für sich. Beschreiben Sie die einzelnen Hausbewohner, den gesellschaftlichen Stand, den sie vertreten, und die ihnen damit zugeschriebenen Rollen. Wer siegt und wer verliert?
- Wohnen Sie selbst in einem mehrstöckigen Mietshaus oder besuchen Sie gelegentlich jemanden in einem solchen? Könnte man heute auch noch solche Geschichten erzählen?
- Die vorliegende Episode wirkt fast wie eine Theaterszene. Verändern Sie den Text so, dass er »spielbar« wird, verteilen Sie die Rollen, besorgen sich die Requisiten und spielen Sie!

²¹ zu Reventlow, Franziska, *Ultimo. Eine dreistöckige Episode*, in: *Simplicissimus*, Jg. 2, Nr. 8, (ohne Datum) 1897, S. 58 f., in: Schardt, Michael. *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, Bd. 6, Hamburg 2010, S. 92-98,

5. »Der Geldkomplex. Roman. Meinen Gläubigern zugeeignet« 1916



Cover der Erstausgabe von 1916

Zur Zeit der Abfassung ihres Romans »*Der Geldkomplex*«, der 1916 erscheint, hat Franziska zu Reventlow schon ein äußerst bewegtes Leben hinter sich. Ihr Anspruch, zur damaligen Zeit als Frau selbstbestimmt und unverheiratet mit ihrem Sohn Rolf leben zu wollen, und die Tatsache, dass sie mit Geld überhaupt nicht umgehen konnte, bedeutete, dass sie fast durchgängig ohne finanzielle Mittel dastand. Ihre Versuche, an Geld zu kommen, reichen vom Naheliegenden zum Absurden. Trotz schwacher körperlicher Konstitution arbeitete sie hart. Malerin hatte sie werden wollen, als sie 1893 nach München kam. Wie es sich zeigte, hatte sie aber für das ungeliebte Schreiben mehr Talent. Zunächst hielt sie sich als Übersetzerin von über 50 Romanen und Novellen aus dem Französischen für den Münchner Albert Langen-Verlag, als Verfasserin von Essays, Erzählungen und Lieferantin von Witzen für die satirische Zeitschrift »*Simplicissimus*« über Wasser, später als Romanschriftstellerin. Das war die seriöse Seite ihrer Berufstätigkeit. In Zeiten größter Not war sie eine Art gehobener Prostituerter; absurd - und ruinös - waren ihre unternehmerischen Tätigkeiten als Inhaberin eines Milchgeschäfts und als Glasmalerin. Auch als Schauspielerin und Sängerin hat sie sich versucht und schließlich sogar als Kassendame auf der Münchner Kunstgewerbeausstellung in Paris gearbeitet.

Um dem strukturellen Mangel an Geld in ihrem Leben abzuhelpen, entschließt sie sich 1910 auf Anregung des Anarchisten Erich Mühsam, München zu verlassen, sich in Ascona in der Schweiz anzusiedeln und eine Scheinehe mit dem baltischen Baron Alexander von Rechenberg-Linten einzugehen, von der beide profitieren sollen: der Baron entgeht mit der standesgemäßen Ehe einer Enterbung durch seinen Vater, die Gräfin erhält einen Teil der

Erbschaft ihres Mannes. Doch natürlich funktioniert auch dieser Plan nicht, denn, als das Geld 1913 endlich ankommt, geht im großen Tessiner Bankkrach von 1914 ausgerechnet die Bank, bei der Franziska zu Reventlow ihr Geld deponiert hat, bankrott.

Mit Galgenhumor verdichtet die Autorin diesen endgültigen finanziellen Crash ihres Lebens in dem ab 1914 entstehenden Briefroman »Der Geldkomplex«, dem sie frecherweise noch den Untertitel »Meinen Gläubigern zugeeignet« beifügt.

Was ein »Geldkomplex« ist – Reventlow spart nicht an Ironie in der Beschreibung der damals noch ganz neuen Freudschen Psychoanalyse - und warum die Heldin sich in einer Nervenheilstalt befindet, wird auf den ersten Seiten des Romans erklärt:

Meine liebe Maria!

Aus einem eindringlichen Brief von B..., der mir durch das Konsulat nachgeschickt wurde, sehe ich, daß man sich um meinen Verbleib beunruhigt.

Es nahm sich vielleicht nicht gerade freundschaftlich aus, daß ich so spurlos verschwunden bin und auf nichts mehr antwortete [...] - aber glaube mir, es geschah zum Teil aus zarter Rücksicht. Erwarte nur ja nicht, daß die hiermit wieder eröffnete Korrespondenz von allzu erfreulichen Tatsachen handeln wird.

B... meint, und Ihr anderen am Ende auch, ich hätte längst die berühmte Erbschaft angetreten und damit das Weite gesucht. Nein, das stimmt nicht, der alte Herr ist ja noch nicht einmal tot. Aber jedenfalls kann es nicht lange mehr dauern, und das ist einer von den Gründen, weshalb ich hier bin – bitte, erschrick nicht, - in einer Nervenheilstalt, oder sagen wir lieber Sanatorium, das klingt immerhin noch etwas milder.

Sanatorium – ich seh' Dich und mit Dir alle die anderen verständnislos den Kopf schütteln. Ich bin auch nicht nervenkrank, nicht einmal besonders nervös, ich habe nur einen >>Geldkomplex<<.

Ich hoffe zu Gott, Du weißt, was ein Komplex in diesem, nämlich im pathologischen, Sinne bedeutet? Etwa so: verdrängte, nicht ausgelebte Gefühle, Triebe und dergleichen, die sich, ich glaube, im Unterbewußtsein zusammenballen und einem seelische Beschwerden verursachen. Es handelt sich da um irgendeine neue Nervenheilmethode, die man Psychoanalyse nennt. Erfunden hat sie der bekannte Professor Freud in Wien – dies nur, damit Du verstehst, weshalb ihre Anhänger >Freudianer< heißen. Man möchte sonst glauben, es bedeutet irgend etwas besonders Lustiges oder gar Zweifelhaftes.

Aber es gibt eine Menge Leute, die Dir das besser auseinandersetzen können als ich, und ich rate Dir, Dich lieber an diese zu wenden. Ich selbst hatte auch bisher von diesen Geschichten keine Ahnung und würde mich absolut nicht dafür interessieren – wenn nicht ein >Freudianer< meinen Geldkomplex entdeckt hätte.

Es gibt gewiß nichts Faderes, als seine eigene Leidensgeschichte zu erzählen, und ich erzähle im ganzen lieber Freudengeschichten. Die Nervenheilstalt hat aber sicher in Euren Augen etwas so Blamables, daß ich mich doch rechtfertigen und Dir den trüben Hergang näher erzählen möchte. Du mußt halt Nachsicht haben, wenn ich dabei etwas weitschweifig und manchmal konfus werde.

Liebe Maria, wir haben uns letztes Jahr wenig gesehen, da Du meist fort warst, aber Du weißt, daß mein Dasein schon vorher nur noch eine einzige wirtschaftliche Krisis war. Wie oft habt Ihr in Eurer Verblendung meinen Optimismus und meine Todesverachtung bewundert – mit Unrecht, denn gerade das ist mein Verderben gewesen. Ich habe die Sache mit dem Geld niemals ernst genug genommen, ließ es so hingehen und dachte, es würde

schon einmal anders werden. Kurz, um mich im Freudianerjargon auszudrücken – ich habe es entschieden ins Unterbewußtsein verdrängt, und das hat es sich nicht gefallen lassen. Bitte, haltet mich nicht für ernstlich gestört, aber ich bin tatsächlich dahin gekommen, es – das Geld – als ein persönliches Wesen aufzufassen, zu dem man eine ausgesprochene und in meinem Falle qualvolle Beziehung hat. [...]

Also, die wirtschaftliche Krisis erreichte einen nie geahnten Höhepunkt. [...]

Es gibt Momente, wo Leute anfangen zu beten. Und es gab einen Moment, wo ich anfang zu rechnen, blind und inbrünstig zu rechnen. [...] Mein ganzes Leben zog wieder an mir vorüber bis in die kleinste pekuniäre Einzelheit, ich sah ein, daß ich niemals genug Geld gehabt hatte und voraussichtlich nie genug haben werde – alle verdrängten Begehrlichkeiten, alle gescheiterten Luxusträume wachten wieder auf, alles, was ich jemals hätte tun oder kaufen mögen und nicht getan oder gekauft hatte, gaukelte mahnend vor meinem inneren Auge, und so ging es fort bis ins Endlose ... [...]

Eben an jenem Morgen traf ich dann einen mir flüchtig bekannten Nervenarzt, einen ›Freudianer‹. Ich wollte mich unbefangen mit ihm unterhalten, konnte aber aus meinem Gedankengang nicht mehr herauskommen. Er wurde aufmerksam, interessierte sich, tat alle möglichen Fragen, dann blieb er mitten im Wege stehen, sah mich enthusiastisch an und stellte fest: ich litte an einem schweren Geldkomplex und den könne man nur durch psychoanalytische Behandlung heilen, die er am liebsten selbst übernehmen wollte. Im weiteren Verlauf des Gesprächs schlug er mir vor, ich solle mich einstweilen in die Anstalt seines väterlichen Freundes, Professor X., begeben, er selbst habe die Absicht, seine Ferien dort zu verbringen, und werde also nachkommen. Dem Professor X. möchte ich nur um Gottes willen nichts von der geplanten Behandlung sagen, denn er sei ein erbitterter Gegner alles Freudianertums. Ich könnte mich ja auf irgendeine fixe Idee hinausreden und ein wenig simulieren. [...]²²

Die Briefschreiberin zieht in das Sanatorium ein, lässt sich von Professor X. gegen vorgetäuschte Beschwerden und von Doktor Baumann gegen den »Geldkomplex« behandeln, langweilt sich und fängt »aus lauter Verzweiflung«²³ an, Bekanntschaften zu schließen, bis sie einen veritablen Hofstaat um sich versammelt hat. Diese Runde besteht aus lauter unglücklichen Figuren und verkrachten Existenzen, die alle unter »Idiosynkrasien, Neurosen und Psychosen, die in diesem Milieu zum guten Ton gehören« leiden. Aus der Sicht der Heldin könnten deren Probleme allerdings leicht mit dem entsprechenden Geld zu lösen sein:

Nach meinem Gefühl wären alle Psychosen in erster Linie mit Geld zu heilen. Hätte der rebellische Pfarrerssohn Geld, so brauchte er weder zu seiner Familie zurück noch eine neue Weltanschauung, sondern würde sich nach Herzenslust amüsieren und, da schon ein Glas Wein und ein bißchen Geschwätz ihn aufleben läßt, bald geheilt sein. - Der Landmann könnte um die Welt reisen und über den Wundern der kalifornischen Schweinezucht seinen Trübsinn vergessen. Auch die Witwe möchte sich sicher über den unverbesserlichen Baulöwen trösten, wenn er ihr ein anständiges Vermögen hinterlassen hätte. Aber das sieht wohl kein Nervenarzt ein, und es nützt ja auch nichts, wenn er es einsähe. Man kann nicht von ihm verlangen, daß er seine Patienten auch noch finanziert.²⁴

²² zu Reventlow, Franziska, *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hg. von Michael Schardt u.a., Hamburg 2010, Bd. 2, S. 105-109

²³ a.a.O. S. 111 ff

²⁴ a.a.O. S. 112

Die Tage gehen dahin, unterbrochen nur von schlechten Nachrichten, die das zu erwartende Vermögen immer kleiner werden lassen, das die Erzählerin von ihrem »Miterben« erhalten soll. Ein alkoholkranker russischer Fürst, Balailoff, der über »schwindelerregende Mittel« verfügen soll, erscheint mit seiner finsternen Braut, der Privatdozent Lukas versucht vergeblich der Erzählerin den sinnvollen Umgang mit Geld beizubringen, der Unternehmer Henry gründet ein erfolgloses Unternehmen nach dem nächsten. Jede kleinste Abwechslung ist willkommen. So wird die Stimmung im Roman eingefangen:

Es herrscht hier jetzt eine gewaltige Sommerhitze. Da keiner von uns etwas zu tun hat, sitzen wir fast den ganzen Tag auf der Terrasse. Morgens ist man noch halbwegs munter, liest Zeitungen oder unterhält sich. Nachher liegt alles wie tot in den Klappstühlen umher und hält sich gegenseitig für mehr oder minder vertrottelt. So behauptet Lukas, es mache ihn schon nervös, wenn unten auf dem See Dampfschiffe vorbeifahren oder Möwen flattern. Er empfindet das als eine unerhörte Kraftvergeudung. An ganz besonders schwülen Tagen verständigt man sich nur durch Pantomimen oder in der Hitzsprache – das heißt, man läßt alle irgendwie entbehrlichen Worte und Silben weg oder markiert sie nur.

Das geistige Niveau ist dabei etwas gesunken. Unsere Hauptunterhaltung besteht darin, die anderen Patienten zu beobachten und sich über sie zu mokieren, wofern sie auch nur den geringsten Anlaß dazu bieten. So empfanden wir es als wahres Glück, als letztthin ein neuer Patient auftauchte, der allerhand Eigentümlichkeiten hat. Er zieht sich selbst bei der unerhörtesten Gluthitze immer schwarz an, hat außerdem schwarze Haare, schwarzen Bart und kohlschwarze Augen ... die ersten Male, wenn er plötzlich die weiße Steintreppe herauf kam, wirkte er wie der leibhaftige Gottseibeius. Aber in dem Moment, wo er an seinem Platz saß und seine Mahlzeiten serviert bekam, fiel uns sein wirklich verblüffend intelligenzloser Ausdruck auf. Wir meinten einstimmig, noch nie gesehen zu haben, daß jemand Gegenstände oder Personen so überaus dumm anschauen könne wie dieser Herr mit dem dämonischen Exterieur den servierenden Diener oder auch seinen Teller und die Apollinarisflasche. Außerdem hat er die Gewohnheit, ehe er anfängt zu sprechen, immer erst ein paarmal langsam und bedächtig mit den Kinnladen zu klappen. Kurz, er macht uns inniges Vergnügen. Wir haben ihn den schwarzen Idioten genannt und genießen es mit wahrer Andacht, wenn er mit seinem leeren, stupiden Blick zu uns herüberschaut ... er scheint sich sehr für uns zu interessieren und möchte sicher gerne nähere Bekanntschaft mit uns machen.²⁵

Wie so oft, verkennt die Briefeschreiberin die Lage, denn genau dieser »Idiot« wird sich später mit dem Vermögen und der Braut des russischen Fürsten aus dem Staub machen. Nicht nur um »Idioten« geht es in den folgenden Briefen, auch um ernste Gespräche, so z.B. wenn in einem Dialog mit dem Privatdozenten Lukas die damalige berufliche Stellung der Frau thematisiert wird. Lukas appelliert an die Protagonistin, endlich aufzuwachen und selbst etwas zu unternehmen, das ihre finanzielle Situation ein für alle mal festigt. Deutlich kritisiert er ihre privilegierte gesellschaftliche Stellung, die es ihr ermöglicht, über ihre Lage zu lamentieren, und deutlich, wenn auch ironisch gebrochen, teilt sie ihre Ansicht über die Aufgabe der Frau mit:

²⁵ a.a.O. S. 133-134

» [...]Denken Sie nur einmal an die ungeheure Anzahl von Mädchen und Frauen, die mitten im Berufsleben stehen und sich ihr Brot selbst verdienen müssen, anstatt darüber zu philosophieren, daß und warum sie kein Vermögen haben.

»Der Beruf der Frau ist in erster Linie Gattin und Mutter,« erklärte ich nicht ohne Pathos, »und dem bin ich nach besten Kräften nachgekommen. Ich bin nun schon zum zweitenmal verheiratet und habe ein Kind aus erster Ehe. Es ist vorläufig bei Bekannten untergebracht, bis meine Geldverhältnisse sich wieder etwas gelichtet haben. Aber alles das wollen Sie natürlich nicht als soziale Leistung anerkennen, sondern denken lieber darüber nach, wie Sie mir zu irgendeiner entsetzlichen Stellung im Berufsleben verhelfen könnten. Ich habe den größten Respekt vor jenen Mädchen und Frauen, die sich selbst durchbringen, wenngleich ich es für eine bedauerliche Verirrung der Vorsehung halte, daß sie dazu gezwungen sind. Sie sind überhaupt der ungerechteste Mensch, der mir jemals begegnet ist, sonst müßten Sie doch zugeben, daß ich das wirtschaftliche Problem auf meine Weise auch gelöst habe ... Ich hatte nie ein festes Einkommen, nie einen bestimmten Beruf, sondern nur vorübergehende Tätigkeiten, bei denen nicht viel herauskam, und doch habe ich eine ganze Reihe von Jahren >existiert<, vielleicht sogar besser und angenehmer gelebt als manche andere mitsamt ihrem Beruf.«²⁶

Das Warten auf das Geld dauert an. Bange Vorahnungen überfallen die Briefschreiberin:

Ach Gott, Maria, ich muß doch immer wieder darauf zurückkommen ... und wenn es auch langweilig wird zum die Wände hinauflaufen ... wie könnte das Leben schön sein ohne die Geldfrage. Und wie ist es möglich, daß Menschen mit Geld jemals unglücklich sind?

Schau, ein gewisser Grad an Komfort, einige nette Leute und etwas Durcheinander – eine dumme Liebesgeschichte ohne höhere Ansprüche – Mondschein und ein wohlwollender alter Priester – und ich wäre schon wieder imstande, für das Dasein zu schwärmen, wenn nicht immer die Geldgedanken wie eine schwarze Wand hinter allem ständen. Ob nun der Pflichtteil endlich einmal tatsächlich in meine Hände gelangt oder nicht, früher oder später wird doch einmal der Moment kommen, wo ich wieder rechnen oder darüber nachdenken muß und der Komplex mich von neuem umnachtet ...

Ich tue ja mein Bestes, um das Jetzt als Ferienzeit aufzufassen, wie man als Kind die großen Sommerferien festlich beging. Sie schienen endlos, und doch wurde man die Gespenster nicht ganz los – Lehrer, Schulstunden und Strafarbeiten, und wußte ganz genau: davor war die Hölle, und dahinter lauerte auch wieder die Hölle – wie könnte man es nur anfangen, darum herumzukommen. Nein, das gibt's eben nicht, einmal wird man doch wieder in die Schule müssen und wieder nachsitzen, weil man die Rechenaufgaben nicht in den Kopf kriegen kann. Es kommt mir jetzt recht symbolisch vor, daß ich früher wegen jeder, aber auch jeder Rechenaufgabe nachsitzen mußte. War sie einmal richtig, so hatte ich entweder abgeschrieben, und dann gab es erst recht Strafe, oder es beruhte auf einem Zufall, an den niemand glauben wollte. Wie das den Charakter verdirbt ... man kann sich schließlich nur damit trösten, daß auch der Lehrer infolge seiner eigenen Infamie um seinen freien Nachmittag kommt. Und später ... was hatte ich von Haus aus für einen sympathischen Charakter, und wie sehr hat er unter den Geldkalamitäten gelitten. Es gibt gewiß keine Gemeinheit, die ich nicht mit Vergnügen beginge, wenn sie sich rentierte,

²⁶ A.a.O. S. 136 ff

aber es gibt zu wenig Gelegenheit ... die wirklich rentablen Gemeinheiten kommen immer nur in Romanen vor.²⁷

Endlich kommt Bewegung in die Geldangelegenheit. Der Ehemann und »Miterbe« bezeichnet, trifft mit der endgültigen Zusage über die lange erwartete Erbschaft ein:

Ich finde ihn sogar in seiner ganzen Art ganz sympathisch, ein wenig Balailoff der Zweite, nur wirkt er noch russischer, obwohl er kein Russe ist und nur die Stammgüter seiner Familie in Finnland liegen. Balailoff war nur spleenig und trank, ohne daß es ihm und anderen Freude schuf. Dieser trinkt auch, aber seine Räusche sind produktiver, und er weiß sie glückhafter auszugestalten. Er wohnt jetzt im Hotel drunten am Marktplatz, hat, da die Ankunft des Pflichtteils jetzt auch dem Laien außer Frage steht, unbeschränkten Kredit, hält sich ein Mietauto, mit dem er den ganzen Tag herumsaust, und läßt abends eine italienische Musikbande kommen, die ihm bis nach Mitternacht vorspielen muß. Ferner kauft er sich alle möglichen Schießgewehre – er braucht die nicht, denn er ist kein Jäger, aber sie machen ihm Vergnügen, ebenso wie seine Tiere, drei Bernhardiner und ein Wolfshund. Tagelang ist er mit dem Auto unterwegs gewesen, bis er diese Meute zusammengebracht hat. Die Bernhardiner sitzen oder liegen dekorativ vor dem Hotel herum und verursachten anfangs Volksaufläufe, da man hier noch nie dergleichen Tiere gesehen hatte. Der Wolfshund dagegen zeichnet sich durch unbändiges Temperament aus und richtet allnächtlich ein Hotelzimmer zugrunde, zerreißt die Betten, beißt die elektrischen Drähte ab und ähnliches. Aber mein rauher Gatte lacht sich vor Vergnügen halbtot, wenn man ihm die Rechnung dafür präsentiert, und fordert alle auf, das Benehmen dieses ›Teufelskerls‹ zu bewundern. Um ihn nicht zu kränken, stimme ich aus vollem Herzen bei – solange er ihn nicht ins Sanatorium bringt. Der Hotelbesitzer ist ebenfalls Feuer und Flamme für das Tier wie für seinen Herrn, weil er auf diese Weise sämtliche Zimmer neu hergerichtet bekommt. Man weiß natürlich in der Stadt, daß wir verheiratet sind und daß große finanzielle Ereignisse uns umwittern. Da hier sonst wenig Sensationelles passiert, sind wir mythische Persönlichkeiten und ungeheuer populär. Allzu oft lasse ich mich zwar nicht blicken, aber es kommt doch manchmal vor, daß ich an der Seite meines Gemahls mich dem erstaunten Volk zeige.²⁸

Als der Ehemann mit dem Depositenschein der finnischen Bank, die den Pflichtteil auszuzahlen hat, im Sanatorium erscheint, beschließt das Paar, alle Papiere sofort per Telegramm zu verkaufen. Diese Entscheidung ist fatal. Während eines Aufenthalts im Spielcasino von Monte Carlo erhält die Protagonistin die Nachricht vom Bankrott ihrer Bank:

Ja, Maria ... wie soll ich Dir das erzählen, damit du es nicht für einen dummen Witz hältst. Eigentlich ist es auch einer, aber das Schicksal hat ihn gemacht, nicht ich. Höre nur: Die Bank hat falliert – ausgerechnet unsere Bank.

Wir hatten uns ja alles mögliche ausgemalt, was geschehen sein könnte, aber auf diesen phantastischen Gedanken war keiner von uns gekommen.

Jetzt verstehen wir auch, weshalb der Direktor [der Bank] so melancholisch war und gerne reisen wollte, daß er keine weiteren Summen und keine Abrechnung schickte und

²⁷ A.a.O. S. 144 ff

²⁸ a.a.O. S. 156

das Geld sich während der Reise manchmal noch ironisch benahm. »Es« hat natürlich alles vorausgewußt.

Wie ich diesem Ereignis gegenüberstehe, wirst Du fragen.

Aber das weiß ich selbst noch nicht recht. Es hat mich wohl überrascht, und ich wollte lieber, es wäre nicht geschehen. Ich habe vorläufig gar keine Lust, darüber nachzudenken. Es wirkte gerade in diesem Moment so absolut kinematographisch, und Du weißt ja, wenn das Leben filmt, ist man immer noch ganz lustig.²⁹

Die Protagonistin kehrt in den Sanatoriumsort zurück, verabschiedet sich von ihrem »Mann« und trifft auf die alte Runde. In einem letzten Brief an ihre Freundin Maria, der das Ende des Romans bildet, erfährt ihre gestörte Beziehung zum Geld jedoch eine unerwartet glückliche Wendung. Ihre »Geldkomplex« löst sich auf, da sie zwar wieder kein Geld hat, sich nun aber auf der Seite der Gläubiger befindet und von daher ein ganz neues Lebensgefühl gewinnt:

Für Deinen Brief und Deine Teilnahme herzlichsten Dank.

Nur keine übertriebene Sorge – ich befinde mich im ganzen recht wohl.

Unser Dasein steht hier natürlich im Zeichen des Bankerotts, und auch das hat seinen Charme.

Henry ist ebenfalls schwer betroffen, denn seine Terraingesellschaft ist im Zusammenhang mit der Bank vollständig aufgefliegen. Er rechnet viel, ist aber voller Zuversicht, daß sich gerade auf diesen Zusammenbruch hin ganz neue Gründungsperspektiven eröffnen.

Auf jeden Fall bleiben wir hier. Wir fühlen uns allmählich immer mehr mit diesem Ort verwachsen ...

Unter der Bevölkerung herrscht eine trübe und erregte Stimmung, jeder Tag bringt neue Hiobsposten von verkrachten Unternehmungen, schurkischen Aufsichtsräten, die durchgebrannt sind oder sich noch rasch erschossen haben, ruinierten Aktionären und dergleichen mehr. Man fraternisiert mit anderen Mitverkrachten und ist beständig von Leuten umringt, die über Hypotheken, Bodenwerte, Aktien, gestohlene Depositen, sichere und unsichere Papiere reden. Die ganze Atmosphäre hat eine kapitalistische Note bekommen, die ungemein wohltuend ist. Unsere Popularität ist ins Ungeheure gestiegen, wir gelten zum mindesten für Millionäre, weil wir unsere Verluste mit Würde tragen, und haben schrankenlosen Kredit. So läßt sich's ganz gut leben.

Lukas ist nicht mehr da. Und Baumann [der Psychoanalytiker] hofft immer noch, mich einmal weiteranalysieren zu können, aber ich glaube, es ist nicht mehr nötig. Denn mein Geldkomplex ...

Ich gehöre jetzt selbst zu den Gläubigern – der verkrachten Bank natürlich – und das gibt dem Geld gegenüber einen ganz anderen Gesichtspunkt. Wer weiß, ob es mich nicht doch noch respektieren lernt, wie es eben nur Gläubiger respektiert, und auf ebenso unwahrscheinliche Weise wiederkehrt, wie es sich verabschiedet hat.

Leb wohl, ich will mit Gottfried [dem jungen Pastorensohn] zum Schneider. Es schadet meinem Ansehen, daß er immer und immer noch ohne Überzieher herumläuft. Und um vier Uhr muß ich zu einer Gläubigerversammlung.³⁰

²⁹ A.a.O. S. 167

³⁰ A.a.O. S. 169 ff

Mit dieser charmanten und hochironischen Wendung endet der Roman. Im wirklichen Leben wird der »Geldkomplex« die Gräfin Reventlow bis zu ihrem Tod im Jahre 1918 »umnachten«.



Aufgabenstellung:

- Mit Leichtigkeit und Ironie beschreibt Franziska zu Reventlow die Geschehnisse um ihren »Geldkomplex«. Ironie dient oft dazu, die harte Wirklichkeit etwas abzufedern. Finden Sie Beispiele dafür im Text?

6. Literatur

Primärliteratur

zu Reventlow, Franziska, *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hg. von Michael Schardt u.a., Hamburg 2010 [SM]

- Bd.1 Romane 1
Ellen Olestjerne, Von Paul zu Pedro,
Mit einem Nachwort herausgegeben von Karin Tebben

- Bd.2 Romane 2
Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil, Der Geldkomplex, Der Selbstmordverein
Mit einem Nachwort herausgegeben von Andreas Thomasberger

- Bd.3 Tagebücher 1886-1910
Mit einem Nachwort herausgegeben von Brigitta Kubitschek

- Bd.4 Jugendbriefe 1890-1893
Herausgegeben von Martin-M. Langner

- Bd.5 Briefe 2 (1893 bis 1917)
Mit einem Nachwort herausgegeben von Martin-M. Langner

- Bd.6 Gedichte, Skizzen, Novellen, Aufsätze, Kritisches, Schwabinger Beobachter, Übersetzung
Mit einem Nachwort herausgegeben von Baal Müller

Sekundärliteratur

Ebringhoff, Ulla, *Franziska zu Reventlow*, Hamburg 2000 (Rowohlt Monographie)

Fritz, Helmut, *Die erotische Rebellion. Das Leben der Gräfin zu Reventlow*, Frankfurt a. M. 1980

Kubitschek, Brigitta, *Franziska zu Reventlow 1871-1918. Ein Frauenleben im Umbruch – Studien zu einer Biographie*, Prien/Chiemsee, 1994

Küchmeister, Kornelia, Nicolaisen, Dörte, Wolff-Thomsen, Ulrike: *Alles möchte ich immer. Franziska zu Reventlow 1871-1918*, Göttingen 2010 (Katalog zur Ausstellung)

Seegers, Johanna, *Über Franziska zu Reventlow: Rezensionen, Porträts, Aufsätze, Nachrufe aus mehr als 100 Jahren*, Hamburg 2007

Voswinckel, Ulrike, *Freie Liebe und Anarchie. Schwabing – Monte Verità. Entwürfe gegen das etablierte Leben*, München 2009

Wendt, Gunna, *Franziska zu Reventlow. Die anmutige Rebellin*, Berlin 2008

Hörbuch

Der Geldkomplex, Roman meinen Gläubigern zugeeignet. Gekürzte Lesung von Wiebke Puls, 2 CDs, Hörbuch, Hamburg 2004